

(Nachdruck verboten.)

51)

Zoma Gordjejew.

Roman von Wajim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Rajatin ging mit gebeugtem Rücken und gesenktem Kopf, in dem er schwer mit den Füßen schlurte.

Als die jungen Leute allein waren, wechselten sie ein paar leere Phrasen, und da sie wohl fühlten, daß das sie einander nur entfremdete, schwiegen sie, und es entstand ein schweres, unbehagliches, abwartendes Schweigen.

Juba nahm eine Pfelfine und begann sie mit übertriebener Achtsamkeit zu schälen, während Smolin mit gesenkten Augen seinen Schmirrbart betrachtete, ihn dann sorgfältig mit der linken Hand glättete und eine Weile mit dem Messer spielte; dann fragte er plötzlich das Mädchen mit gesenkter Stimme:

„Entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit! Es fällt Ihnen wohl in der That nicht leicht, mit Ihrem Vater zu leben, Jubaowj Jakobowna . . . er hat so veraltete Ansichten und — verzeihen Sie — er ist ein wenig hartherzig!“

Juba fuhr zusammen, blickte Smolin mit dankbaren Augen an und sagte ihm:

„Es ist nicht leicht, ich habe mich aber daran gewöhnt. Er hat auch seine Vorzüge.“

„O, das ist unzweifelhaft! Aber Sie, die Sie so jung, schön, gebildet sind und solche Ansichten haben . . . ich habe ja manches von Ihnen gehört.“

Er lächelte so freundlich und mitfühlend, und seine Stimme klang so weich. Durch das Zimmer ging ein Hauch, der die Seele erwärmte. Und im Herzen des Mädchens leuchtete immer heller die schüchternen Hoffnung auf, das Glück zu finden und aus der engen Gefangenenschaft der Einsamkeit erlöst zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Ein dichter, grauer Nebel lag über dem Fluß, und ein Dampfschiff schwamm, dumpf ächzend, langsam gegen die Strömung. Die feuchten, kalten einfarbig-starren Wolken pressten das Dampfschiff von allen Seiten zusammen und verschlangen alle Töne, die sie in ihrer trüben Masse auflösten. Das Brüllen der Signale, das sich aus den Pfeifen losriß, klang gedämpft, traurig und selbst am Ton schien in der von dichtem Nebel durchtränkten Luft keinen Platz zu finden und sank naß und erstickt herab. Und das Plätschern der Dampfschiffsräder klang so phantastisch dumpf, als werde es nicht hier, am Bord des Dampfers, erzeugt, sondern irgendwo tief unten, auf dem dunklen Grund des Flusses. Man sah vom Dampfschiff aus weder das Wasser, noch die Ufer, noch den Himmel: es war von allen Seiten von etwas Bleigrauem und Trübem umfaßt, das keinerlei Abtönungen hatte, beklemmend eintrübend und regungslos war, das Dampfschiff mit seiner unermeßlichen Schwere niederdrückte, seine Bewegung hemmte und es gleichsam in sich saugen wollte, wie es die Töne in sich sog. Trotz der dumpfen Schläge der Schaufeln auf dem Wasser und des gleichmäßigen Zitterns des Schiffskörpers schien das Fahrzeug auf einer und derselben Stelle schwer zu ringen, in der Agonie zu ersticken, wie ein verendendes Wärdemengeheuer zu zischen und in der Todespein vor Schmerz und Angst zu heulen.

Die Leichter des Dampfschiffes waren leblos. Am die Laterne am Mastbaum hatte sich ein gelber, unbeweglicher Fleck gebildet; er stand glanzlos im Nebel über dem Schiff und beleuchtete nichts als das graue Dunkel. Das rote Bordfeuer glich einem riesengroßen Auge, das von irgend einer grausamen Hand herausgedrückt, jetzt blind und blutüberströmt war. Bleiche Lichtstrahlen fielen aus den Schiffsfenstern in den Nebel und hoben nur dessen kalten, freudlosen Triumph über das von der reglosen Masse der drückenden Feuchtigkeit zusammengepresste Dampfschiff hervor.

Der Rauch aus dem Schornstein sank herab und durchdrang zugleich mit den Nebelfetzen alle Ritzen des Decks, auf dem die Passagiere der dritten Klasse sich schweigend in ihre Lumpen hüllten und sich wie Schafe in einzelne Haufen sammelndrängten. Aus dem Maschinenraum drangen schwere,

angestrenzte Seufzer, zitterndes Läuten, dumpfe Kommandorufe und abgerissene Worte des Maschinisten herüber:

„Zawohl — langsamer Gang! . . . Zawohl — Mittelgang.“

Auf dem Hinterteil des Schiffes, in einer mit Salzfischfässern gefüllten Ecke, hatte sich eine Menschengruppe gelagert, die von einem elektrischen Lämpchen beleuchtet war. Das waren gefehte, warm und sauber gekleidete Bauern, der eine von ihnen lag mit nach oben gefehrten Rücken auf einer Bank, ein zweiter saß zu seinen Füßen, ein dritter stand da und lehnte sich an ein Faß, und zwei hatten sich einfach aufs Deck gesetzt. Ihre nachdenklichen, aufmerksamen Gesichter waren einem untersehten Mann in einem verblühenen Meshgewand und in einer zerrissenen Pelzmütze zugewandt. Dieser Mann saß mit gebeugtem Rücken auf einer Kiste, blickte auf seine Füße und sprach mit leiser, sicherer Stimme:

„Gottes Langmut wird ein Ende nehmen, und sein Zorn wird sich über die Menschen entladen. Wir alle sind Würmer vor ihm, — wie können wir seinen Zorn vor uns abwenden, mit welchen Klagen sollen wir seine Gnade anrufen?“

Von seiner trüben Stimmung gejagt, war Zoma aus seiner Kajüte aufs Deck gestiegen und stand schon lange im Schatten eines mit Segeltuch bedeckten Warenhaufens, indem er der ermahnenden, sanften Stimme des Predigenden lauschte. Beim Spazierengehen auf dem Deck war er auf diese Gruppe gestoßen und blieb stehen, von der Gestalt des Wallfahrers angezogen. In diesem großen, festen Körper mit dem strengen, dunkeln Gesicht und den großen, ruhigen Augen schien ihm etwas bekannt zu sein. Das krause, halbergraute Haar, das unter dem Käppchen hervorschaukte, der ungekämmt, dicke Bart, der sich in dicke Strähnen teilte, die lange, gebogene Nase, die spitzen Ohren und die dicken Lippen — das alles hatte Zoma schon einmal gesehen, er konnte sich aber nicht erinnern, wann und wo das gewesen war.

„Ja—a, wir sind vor dem Herrn tief verschuldet!“ sagte einer von den Bauern schwer seufzend.

„Man muß beten,“ flüsterte kaum hörbar der Bauer, der auf der Bank lag.

„Kann man denn mit den Worten des Gebets die sündhafte Nachlässigkeit von der Seele wegcheuern?“ rief jemand seitwärts mit lauter und fast verzweifelnder Stimme aus.

Niemand von denen, die die Gruppe um den Wallfahrer bildeten, wandte sich nach dieser Stimme um, aber die Köpfe aller senkten sich tiefer herab, und diese Menschen saßen lange Zeit unbeweglich und schweigend da. Der Wallfahrer musterte alle Zuhörer mit einem ernsten, sinnenden Blick seiner blauen Augen und sagte leise:

„Bei Jesrem Sirin heißt es: „Bilde Deine Seele durch die Beschaulichkeit Deiner Gedanken und festige Deinen Willen, indem Du Dich von der Sünde befreist.““

Er senkte wieder den Kopf und ließ den Rosenkranz langsam durch seine Finger gleiten.

„Man muß also nachdenken,“ sagte einer von den Bauern. „Und wann soll der Mensch, der im Weltgetriebe lebt, nachdenken?“

„Man ist von einer Birnis umringt.“

„Man muß in eine Wüstenei fliehen!“ sagte der liegende Bauer.

„Nicht jeder kann das . . .“

Nach diesen Bemerkungen schwiegen die Bauern wieder. Ein Pfiff ertönte, im Maschinenraum läutete eine Glocke, von irgendwo drang der laute Ruf herüber:

„Zwan! Zum Pegel!“

„O Gott, o heilige Jungfrau!“ ertönte ein schwerer Seufzer.

Und eine tonlose, halberstickte Stimme verkündigte:

„Neu—ein, neu—ein.“

Die Nebelfetzen drangen auf das Deck herein und schwammen als ein nackter, grauer Rauch darüber hin.

„Jetzt hört die Worte des Königs David an, liebe Leute!“ sagte der Wallfahrer und begann deutlich zu lesen, indem er den Kopf hin und her bewegte:

„Herr, leite mich in deiner Gerechtigkeit um meiner Feinde willen; richte deinen Weg vor mir her. Denn in

ihrem Munde ist nichts Gewisses; ihr Zutwendiges ist Herzleid; ihr Rachen ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen heucheln sie. Schuldige sie, Gott, daß sie fallen von ihrem Vornehmen . . ."

"A—cht . . . Sie—leben . . ." ertönte es in der Ferne in schweren Seufzern.

Das Dampfschiff zischte zornig auf und fuhr weiter. Das tosende Zischen des Dampfes übertönte die Worte des Wallfahrers, und Zonta sah nur, wie seine Lippen sich bewegten.

"Nach, daß Du weiter kommst!" ertönte ein ärgerlicher, lauter Aufschrei. "Das ist mein Platz!"

"Dein Platz?"

"Gewiß ist das mein Platz!"

"Ich werde Dir eins herunterhauen, dann wirst Du schon einen Platz finden. So ein Prinz!"

"Fort!"

Jetzt begann ein Handgemenge. Die Bauern, die dem Wallfahrer zuhörten, wandten ihre Köpfe dorthin, wo sich die Streitenden befanden, und der Wallfahrer schwieg seufzend. Um den Maschinenraum herum stammte, gleich trocknen Ästen, die in ein verlöschendes Feuer geworfen werden, ein lebhaftes, lautes Gespräch auf.

"Wartet nur, Ihr Teufel! Fort mit Euch!"

"Führt sie zum Kapitän."

"Ha—ha—ha! Das ist aber ein kurzer Prozeß!"

"Er hat ihn tüchtig auf den Rücken gehauen!"

"Die Matrosen sind ein geschicktes Volk!"

"A—cht . . . Neun . . ." rief der Letzte aus.

"Jawohl — mehr Dampf!" ertönte der laute Ausruf des Maschinenisten.

Zonta schmiegte sich, von der Bewegung des Dampfschiffs wankend, an das Segeltuch und lauschte nachsam allem was um ihn tönte, und das alles verschmolz für ihn in ein ihm bekanntes Bild.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

An Frenqistan vor einem Jahrtausend.

Bald, nachdem ein unaufhaltsamer Siegeslauf die eroberungslustigen Zügel des Propheten Mohammed bis an die Säulen des Hercules geführt hatte, begannen die Verührungen zwischen den braunen Söhnen der arabischen Wüste und den deutschen Stämmen, die zum Teil auch die Urwälder der nordischen Heimat verlassen hatten und südwärts vorgedrungen waren. Zahlreiche Scharen abenteuernder Sarazenen setzten unter der Führung jenes Tarik, dem die Meerenge von Gibraltar ihren Namen verdankt (Gebel-al-Tarik, Berg des Tarik), nach Spanien über, vernichteten in der 711-jährigen Schlacht von Xeres de la Frontera (711) Heer und Reich der romanisierten Westgoten und begründeten auf den Trümmern ein spanisch-arabisches Kalifat, das — bald durch hohe Zivilisationsblüte die übrigen Teile Europas überragend — in seinen letzten Resten bis zum Fall Granadas 1492 bestanden hat. Es währte nicht lange, so bekamen auch die nächstwohnenden deutschen Völkerschaften die schwere Faust der Muselmänner zu fühlen, indem diese über den Grenzwall der Pyrenäen in die südlichen Teile des Frankenreichs eindringen. Hier freilich wurde ihrem Vordringen endgültig Einhalt getan durch den entscheidenden Sieg der Franken bei Tours und Poitiers (732). Seitdem hörten die Beziehungen der Franken und dann auch der im heutigen Deutschland gebliebenen Stämme mit dem Kalifenreiche und seinen Teilstaaten nicht mehr auf: Beziehungen teils feindlicher, teils aber auch fremdlicher Art. Schon im Jahre 801 erschien eine Gesandtschaft des Kalifen von Bagdad Harun-al-Raschid am Hofe Karls des Großen mit Geschenken von dem verbündeten Beherrscher der Gläubigen. Und so fanden sich im Jahre 973 denn auch bei Otto I., der damals gerade in Merseburg Hof hielt, arabische Gesandte im Auftrage des Kalifen von Cordova ein. Ein Mitglied dieser Gesandtschaft, Ibrahim ibn-Jalub, ein arabischer Jude — auf Deutsch lautet der Name Abraham Jakobsohn — hat einen schriftlichen Bericht über seine Reise-Eindrücke hinterlassen, woraus uns ein arabischer Geograph des 11. Jahrhunderts wertvolle Auszüge erhalten hat. Während seine Mitteilungen hauptsächlich von den slavischen Stämmen handeln, die Böhmen und den östlichen Teil des heutigen Deutschland bewohnten, beschäftigt sich ein andres Mitglied wahrscheinlich derselben Mission, des Namens Tartusch, in den daraus erhaltenen Bruchstücken hauptsächlich mit deutschen, westelbischen Verhältnissen. Beide Berichte zusammen ergeben also ein merkwürdiges Bild von dem Deutschland und den angrenzenden Slavenländern oder — nach arabischer Ausdrucksweise

— von dem Frenqistan des zehnten Jahrhunderts, wie es höher zivilisierten erschien; denn das waren die Araber dazumal. Von deutschen Städten beschreibt Tartusch u. a. Soest, Paderborn, Fulda; indes kommt, was er darüber sagt, im großen und ganzen nicht über Allgemeinheiten hinaus, die für Araber jener Tage interessant sein mochten, es aber nicht für uns Deutsche von heute sind. Belehrender ist schon seine Beschreibung von Mainz, als einer sehr großen Stadt, von der ein Teil bewohnt und der Rest besät ist. Es liegt im Lande der Franken an einem Fluß, der Rin genannt wird, und ist reich an Weizen, Gerste, Roggen, Weinbäumen und Obst. Dort giebt es Dirhems (Goldstücke) aus der Samaritaner Münze vom Jahre 301 und 302 (der Hedychra = 913 und 914 n. Chr.) mit dem Namen des Münzherren und dem Datum der Prägung . . . Ferner ist es auffällig, daß es dort Gewürze giebt, die nur im fernsten Morgenlande vorkommen, z. B. Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken . . . Sie werden aus Indien importiert, wo sie in Menge vorkommen." Die Anfänge des Handels mit dem Orient waren also schon da, obschon andererseits ein Ort wie Mainz noch so sehr Ackerbaustadt war, daß er weite Getreidefelder in seinen Mauern einschloß.

Von dem heute holländischen Utrecht weiß Tartusch zu melden, daß es in unfruchtbarer Moor- und Biehzucht liegt, weshalb seine Bevölkerung ihren Unterhalt aus der Viehzucht zieht. Der Moor wurde aber schon damals auch anderweitig nutzbar gemacht. "In ihrem Lande giebt es kein Holz zum Heizen, sondern nur einen Lehm, der die Stelle des Holzes vertritt. Und zwar gehen sie im Sommer, wenn die Wasser sich verlaufen haben, auf ihre Wiesen und schneiden dort den Lehm mit Beilen in Ziegelform. Ein jeder schneidet sich soviel davon, als er braucht, und breitet ihn an der Sonne zum Trocknen aus. Infolge davon wird er sehr leicht. Bringt man ihn ans Feuer, so entzündet er sich, die Flamme erfaßt ihn, wie sie das Holz erfaßt, und er macht ein großes Feuer mit mächtiger Glut, wie das Feuer eines Glasofens. Ist ein Stück davon verbrannt, so hinterläßt es keine Kohle, sondern Asche." Man sieht, der Araber hat sich die Gewinnung und Verwendung des Torfes genau angesehen; er ist ein sorgfältiger Beobachter, der also Vertrauen verdient.

Bis zu dem abgelegenen Schleswig „am äußersten Ende des Weltmeers“ ist der witzbegierige Reisende vorgedrungen. Von dieser Stadt, die damals hauptsächlich von Heiden bewohnt war, erzählt er allerdings etwas, wobei er ganz sicher mit dem langen Messer aufgeschnitten hat. Er behauptet nämlich, die Einwohner würden ihre neugeborenen Kinder ins Meer, um sich die Ausgaben zu ersparen! Hier ist natürlich zum mindesten stark übertrieben. Wahr mag dagegen sein, daß in Schleswig vor 1000 Jahren „das Recht der Scheidung bei den Weibern“ war; er konstatiert dies für einen Araber äußerst befremdende Faktum nochmals mit andren Worten: „Das Weib scheidet sich selbst, wann sie will.“ Und zweifellos wahrheitsgemäß, wenn auch durchaus ungeschmeichelt, ist Tartuschs abfällige Kritik des deutschen Gefanges, wie er ihn in Schleswig gehört hat: „Nie hörte ich häßlicheren Gefang, als den der Schleswiger, er ist ein Gebrumm, das herankommt aus ihren Kehlen gleich dem Gebell der Hunde, nur noch viehischer als dieses.“ Wer es nicht glauben will, daß Deutschland vor einem Jahrtausend in musikalischen Leistungen noch nicht an der Spitze der Zivilisation markierte, der lese nur bei einem deutschen Chronisten aus der Zeit Karls des Großen, bei dem Franken Eginhard, was er über den Kirchengesang seiner Landsleute sagt. Er vergleicht ihn, nicht ganz so grob freilich wie der Araber, mit dem Kreischen und Knarren eines Wagens, der über einen Knüppeldamm fährt.

Von allgemein deutschen Zuständen und Sitten beschreibt Tartusch vor allem jene „Gottesurteile“, die man die Feuer- und die Wasserprobe nennt. „Wenn jemand unrechtmäßigen Besitzes oder eines Mordes beschuldigt wird, nimmt man ein Stück Eisen, macht es im Feuer glühend und legt darüber etwas aus der Thora und dem Evangelium. In der Erde werden zwei aufrecht stehende Hölzer befestigt und man nimmt das Eisen mit einer Zange vom Feuer und legt es auf die Enden der beiden Hölzer. Dann kommt der Beschuldigte, wäscht seine Hände, nimmt das Eisen und geht mit ihm drei Schritt. Dann läßt er es fallen, und man umwickelt seine Hände mit einer Binde, versiegelt sie und bestellt ihm einen Aufseher einen Tag und eine Nacht. Und wenn am dritten Tage noch eine Blase gefunden wird, aus der Wasser kommt, so ist er schuldig, wenn nicht, so ist er unschuldig.“ „Die Unschuldigen“ dürften also seltne Vögel gewesen sein. Ebenso probat wie die Feuerprobe ist die Kaltwasserbehandlung: „Die Wasserprobe besteht darin, daß die Hände und Füße des Beschuldigten gefesselt und an einem Strick befestigt werden. Und der Priester geht mit ihm dorthin, wo viel Wasser ist, und wirft ihn hinein, indem er den Strick festhält, und wenn er an die Oberfläche kommt, so ist er schuldig; sinkt er aber unter, so ist er unschuldig; sie meinen nämlich, daß das Wasser ihn annimmt.“

Das Reiseziel der Gesandtschaft war Merseburg, nahe der östlichen Grenze des Reichs. Von dort aus aber machte einer der arabischen Diplomaten, Ibrahim ibn-Jalub, Abstecker in die Elbengebiete des Ostens: den einen nach Prag, den andren nach Mecklenburg. In diesen Gegenden sah es damals anders aus als heute; das wenige Ackerland verschwand fast in den Urwäldern und Sümpfen; wo heute Berlin steht, lag günstigstenfalls ein erbärmlicher, slavischer Kiez. Die Elavenstämme lebten zum größeren Teil in Unabhängigkeit von einander.

Indes gab es drei bedeutende Potentaten: Poleslav, König von Böhmen, Mieszko, König von Polen, und im heutigen Mecklenburg den Herrn der Obotriten, Racon. Auf der beschwerlichen Reise nach des letzteren Residenz hatte Ibrahim u. a. eine hölzerne Brücke zu passieren, die eine Meile lang war und jedenfalls über einen der ausgedehnten Sümpfe führte. Daran hatte das Land des Ochsenkopfes damals keinen Mangel: „Heere dringen in das Gebiet Racons“, wie Ibrahim sagt, „nur mit großer Mühe ein, da das ganze Land niedriger Wiesenboden, Sumpf und Morast ist.“ Schließlich gelangte der eifrige Streber bis zu Racons Residenz, Burg, 11 Meilen vom Meere: „Die Burg heißt Wili-Grad, welcher Name bedeutet: große Burg. Wili-Grad ist in einem Landsee erbaut, wie die meisten Burgen der Slaven. Ibrahim hat also die uralte Festung mit Augen gesehen, der Mecklenburg seinen Namen verdankt. Ins Mittelhochdeutsche übersetzt heißt Wili-Grad nämlich Wiltlinburg; ihre Trümmer sind noch heute, 1 Meile von Wismar entfernt, zu sehen.

Höher civilisirt, als das Land der Obotriten, war Böhmen, wenigstens insofern, als es in seiner Hauptstadt Prag einen bedeutenden Handelsplatz besaß. Der Weg nach diesem Kulturcentrum führte unsern Gewährsmann freilich durch einen Urwald von 40 Meilen Länge. „Der Weg dahin geht über Berge und durch Wälder. Am Ende des Waldes ist ein Sumpf von ungefähr zwei Meilen, über den eine Brücke geschlagen ist bis an die Stadt Prag.“ Hierher kamen bereits Russen und andre Slaven mit Waren von Krawan her, Muselmänner, Juden und Türken aus dem byzantinischen Reiche und dem Morgenlande, um ihre Handelsartikel gegen Sklaven, Biberfelle und andres Pelzwerk einzutauschen. „Dieses Land ist von allen Ländern des Nordens das beste und an Nahrungsmitteln reichste. Für einen Pfennig lauft man so viel Weizen, als der Mann für einen Monat nötig hat, und um denselben Preis so viel Gerste, als man braucht, um ein Pferd einen Monat lang zu füttern. 10 Hühner gelten gemeinlich einen Pfennig. In der Stadt Prag macht man die Sättel, Zäume und Sättel, welche in diesen Ländern gebraucht werden. Im Lande Böhmen verfertigt man dünne, sehr lose wie Netze gewebte Tüchlein, die man zu nichts gebrauchen kann, die aber bei ihnen den festen Wert von 1/10 Pfennig haben, und im Handel und Verkehr verwandt werden. Sie gelten bei ihnen als Geld, und man besitzt davon Kisten voll. Die kostbarsten Sachen sind für diese Tüchlein zu kaufen: Weizen, Sklaven, Gold und Silber.“ Diese böhmischen Leinlappen sind also den andren bekannteren Geldwaren anzureihen, die vor den Edelmetallen im Gebrauch gewesen sind.

Wie Tartusch über Deutschland, so macht Ibrahim-ibn-Jalub in Bezug auf die Slavenländer auch Angaben über allgemein verbreitete Verhältnisse, Zustände und Sitten. So erzählt er, es gebe bei ihnen zwei Krankheiten, von denen fast niemand freibleibt, Rose und Hämorrhoiden. Sie vermeiden das Essen von jungen Hühnern, da dieses nach ihrer Meinung ihnen schädlich ist und die Rose befördert. Aber sie genießen Rindfleisch und Gänsefleisch und das bekommt ihnen gut. Sie tragen weite Kleider, aber die Kernen sind unten eng. . . . Ihr Wein und starkes Getränk wird aus Honig bereitet.“ In Bezug auf die Pflege der Keuschheit traf Ibrahim bei den Slaven des 10. Jahrhunderts bereits dieselben Gebräuche, die noch heute beim russischen Wladit allgemein herrschen. „Väter haben die Slaven nicht, aber sie machen ein Gemach von Holz, dessen Ritzen sie zupstopfen mit etwas, das auf ihren Bäumen wächst und wie Wassermodos aussieht, und das sie noch nennen. Sie gebrauchen es auch zu ihren Schiffen statt Pech. In einem Winkel dieses Gemachs bauen sie einen Feuerherd von Steinen und lassen darüber eine Oeffnung, um den Rauch hinauszulassen. Wenn nun der Herd erhitzt ist, so verstopfen sie das Rostloch und verschließen die Thür. In dem Gemach sind Gefäße mit Wasser, woraus sie nun Wasser auf den glühenden Herd gießen, so daß der Dampf aufsteigt. Jeder hat ein Bündel Heu in der Hand, womit er die Luft bewegt und an seinen Leib treibt. Dann öffnen sich die Poren und das Ueberflüssige vom Körper kommt heraus und läuft in Strömen von ihnen ab, so daß an keinem von ihnen mehr eine Spur von Ausschlag oder Geschwulst bleibt. Einen solchen Verschlag nennen sie itba.“

Besonderes Interesse hatte für den Araber die Stellung des weiblichen Geschlechts bei den Slaven, die denn in der That so verschieden war von den Zuständen in seiner Heimat, daß er wohl staunen konnte. Zwar den Gebrauch, daß dem verstorbenen Gatten die Witwe im Tode folgte, kannte er schon von Indien her. Bei den Slaven bestand übrigens ihm zufolge kein Zwang dabei. „Die Frauen der Verstorbenen machen sich Messerschnitte in die Hände und ins Gesicht, und wenn eine beweisen will, daß sie ihn lieb gehabt hat, so hängt sie einen Strid auf, steigt auf einen Stuhl, legt den Strid um ihren Hals und stößt den Stuhl weg. So bleibt sie zudend hängen, bis sie tot ist, und wird dann mit ihrem Ehegemahl begraben.“ Wie mochte dem an die Haremsklaberei gewöhnten Araber aber zu Mute sein, als er folgende Beobachtung machte? „Die Frauen sind leisch nach der Hochzeit. Wenn aber ein Mädchen einen Mann liebgewinnt, geht sie zu ihm und befriedigt ihr Verlangen. Wenn ein Mann ein Mädchen zur Ehe nimmt und findet, daß sie noch Jungfer ist, so sagt er: „Wenn etwas Gutes an Dir wäre, so würden die Lust nach Dir gehabt haben, und Du hättest Dir wohl einen Liebhaber ausgesucht.“ Und er schiebt sie weg und will nichts mehr von ihr wissen.“

Wie seinem Kollegen Tartusch, so ist auch Ibrahim eine bessere Räuberpistole mit untergelaufen. Er weiß nämlich von einem Amazonenvolke zu berichten. Von den Russen gegen Abend liegt die Stadt der Frauen. Diese besitzen Aeder und Sklaven. Von ihren Sklaven werden sie schwanger, und wenn eine von ihnen einen Knaben gebiert, tödtet sie ihn. Sie reiten zu Pferde, führen selbst Krieg und sind voll Mut und Tapferkeit.“ Das ist natürlich ein Märchen. War muß Ibrahim aber zu gute halten, daß er sich auf einen gewichtigen Gewährsmann berufen kann; er fügt nämlich hinzu: „Und der Bericht über diese Stadt ist wahr, Otto, der römische König, hat es mir selbst erzählt.“ Im übrigen stehen die Angaben sowohl Ibrahim-ibn-Jalubs, als Tartuschs in Bezug auf Zuverlässigkeit, Wahrheitsliebe und Beobachtungsgabe himmelhoch über den Berichten abendländischer Schriftsteller des Mittelalters vom mohammedanischen Orient. Ein noch sehr gelindes Beispiel von letzteren genügt, um zu zeigen, was für Märchen selbst tüchtige Chronisten ihren Lesern über das Morgenland aufstülpten. In der Zeit der Kreuzzüge noch giebt Bischof Otto von Freising, ein Vetter des Kaisers Friedrich Barbarossa und einer der besten mittelalterlichen Geschichtsschreiber, als Anfang des Korans folgenden famosen Satz an: „Anfang des Evangeliums Mahomets, des Sohnes Gottes, des allerhöchsten Propheten: wachet Euch und seid reinlich.“ Ein solches Keuschheitsevangelium wäre für unsre Vorfahren damals anscheinend recht heilsam gewesen; denn der weise Bischof fährt alsbald im Text fort: „Diese Vorschrift beobachtet vorbenanntes Volk dummerweise und pflegt sich die geheimern Körperteile täglich abzuwaschen.“ Der prächtige Schmeißer des gelehrten Freisinger giebt beim Vergleich mit den Berichten Ibrahims und Tartuschs einen nicht unerheblichen Anhaltspunkt zur Beantwortung der Frage, wo im Mittelalter die höhere Civilisation sich befand, ob bei den christlichen Abendländern, oder bei den mohammedanischen Arabern? —

— J.

Kleines Feuilleton.

k. Wie Antiquitäten gemacht werden, darüber teilt ein englischer Sammler in einer Londoner Revue einige Beobachtungen mit. Die Mittel und Kniffe, die manche Händler zur Hand haben, sind oft so sümreich und geschickt, daß sogar Sachverständige zeitweise getäuscht werden können, während der Durchschnittsläufer fast immer der Gefahr ausgesetzt ist, hineinzufallen. Es handelt sich besonders um antike Möbel, die heutzutage so begehrt sind, daß die Nachfrage bei weitem das Angebot übertrifft. Ganz gewiß wird es an Angebot niemals mangeln, so lange wir die Nachfrage besteht. Da aber thatsächlich sehr wenige alte Möbel jetzt noch aufzutreiben sind, muß der Händler entweder gute Kunden weggeben lassen oder die antiken Möbel fabrizieren, eine Kunst, in der mancher Vorzügliches leistet. Da lauft zum Beispiel einer für einige Mark eine alte Bettstelle auf dem Lande und macht daraus einen antiken Schrank, der jeden, mit Ausnahme des Kenners, täuscht und für den er einen Käufer für 600 oder 800 M. findet. Mit Schwefelsäure und Schellackpolitur macht er den Gegenstand schwarz wie Ebenholz und eine Schrotflinte durchlöchert ihn künstlich und realistisch mit Wurmlöchern. So kann eine alte Kommode oder ein alter Schrank in ein kostbares Möbelstück verwandelt werden, das ein gut erhaltenes Exemplar aus dem 16. oder 17. Jahrhundert zu sein scheint. Durch einen kleinen Stunstgriff wird auch ein einziges echtes Möbelstück in eine Anzahl Möbel verwandelt, von denen jedes mehrmals den Preis des Originals einbringt. Eine beliebte Art, diese Möbelfälschungen zu verkaufen, ist, sie in entlegene Häuser auf dem Lande zu schicken, wo der vorher eingepaunte Besitzer dem ahnungslosen Sammler erklärt, sie wären „seit Jahrhunderten in seiner Familie gewesen“. Der Sammler hat keinen Grund, daran zu zweifeln; er vermehrt seine Sammlung um einige falsche Schätze und beglückwünscht sich noch zu dem selten schönen Kauf. Gelegentlich entdeckt der Händler auch ein ganzes Schatzhaus wirklich alter Möbel in einem entlegenen Winkel der Welt. In der Regel kennt der Besitzer den wirklichen Wert nicht und hält seine Sachen für Trödelkram. Wenn daher der Händler sich erbietet, sein Haus gegen den „Plunder“, für den er nun einmal eine Vorliebe hat“, nach dem neuesten Stil zu möblieren, willigt der Landmann meistens ein und denkt, daß er einmal wieder einen Städter überlistet hat. Er weiß nicht, daß alle seine neuen Möbel nicht den zwanzigsten Teil des „Plunders“ wert sind, dessen er sich so gern entledigt hat. Auch der Käufer alten Silbers kann leicht getäuscht werden. Es ist ein ganz gewöhnliches Verfahren, das Zeichen aus einem kleinen Stück echten alten Silbers, z. B. aus einem Nössel anzufälschen und es geschieht in ein großes Stück modernen Metalls einzufügen, dessen Wert dadurch ungeheuer vergrößert wird. Dieser Betrug täuscht leicht, und nur ein Sachverständiger entdeckt die Täuschung sogleich, wenn er den Farbunterschied zwischen dem dunklen alten Silber und der Weiße des modernen Metalls beachtet oder die Kleinheit des Zeichens gegenüber der Größe des Gegenstandes. Diese Uebertragung der Zeichen von altem auf neues Silber ist die gewöhnlichste Falle für den Unbedachtamen, und die Käufer sollten dagegen auf ihrer Gut sein. Auch alte Waffen sind gegen die Künste der Fälscher

nicht gefeilt, und sehr viele vollständige Rüstungen, die, wie stolz betont wird, „von einem meiner Vorfahren bei Ottenbounie oder Haincourt getragen wurden“, gab es vor zwölf Jahren noch nicht. Diese alten Rüstungen und Waffen werden sogar in grossen Fabriken auf dem Kontinent hergestellt. Ein Vermögen wird auch bei alten Tapissereien verdient, die verblichen, zerlumpt und gefleckt sind und vor sechs Jahrhunderten von schönen Schloßfrauen gearbeitet zu sein scheinen.

Theater.

Schall und Rauch. Einakterabend. — **Schall und Rauch** oder das „Kleine Theater“, wie sich die Bühne jetzt nennt, hatte am Montag seinen ersten literarischen Abend. Alle Leberbrettspuren waren ausgelöscht, sogar Serenissimus zeigte sich nicht mehr in seiner Hofloge. Die Direktion hatte die größten Anstrengungen gemacht: Emanuel Reicher, Rosa Vertens und Gertrud Eysoldt waren als Gäste gewonnen, und auch für eine ausreichende Besetzung der Nebenrollen war Sorge getragen.

Der erste Teil brachte zwei ältere, aber in Deutschland noch unbekanntere Einakter des grimmigen Weibehäusers Strindberg, geistreich und originell in der Idee, aber doch ohne recht überzeugende Kraft in der Ausführung. Auch die treffliche Darstellung von Reicher und Rosa Vertens vermochte darüber nicht hinweg zu täuschen. Die kleine Komödie „Das Band“ erinnert an Strindbergs „Vater“. Ein kaltherziges, borniertes, thörichtes Weib vernichtet das Lebensglück eines ihr geistig überlegenen, aber weichherzigen Gatten. Die Scene spielt im Gerichtshof, den das Paar, um eine gezielte Trennung zu erwirken, ansucht. Mit leisen eindringlichen Worten erinnert der Baron seine Frau an die Abmachungen, auf die sie sich geeinigt haben: Der Schmutz ihrer Ehe soll nicht vor den Richter gezerrt werden, dafür mag sie das Kind das erste Jahr hindurch bei sich behalten. Nochmals bekräftigt die Baronin ihr Versprechen, aber so bald der Richter erscheint und die Verhandlung mit ein paar verhänglichen Fragen eröffnet, ist alles vergessen. Ihr blindfanatischer, rachsüchtiger Haß flammt bei der ersten Reizung wieder auf und entladet sich in den wahnsinnigsten Beschuldigungen. Der Mann wird mitgerissen, er will sich verteidigen, aber die Verteidigung wird zur Anklage, und Stoß mit Stoß zerfleischen sich die beiden in wildem Wüten. Zug um Zug entrollt sich das schmachvolle Bild ihrer Ehe. In starker dramatischer Steigerung bauen sich diese ersten Scenen auf. Aber dann stockt die Kraft. Das lange Geprüch der beiden Feinde, die der Gerichtshof, sich zur Beratung zurückziehend, allein läßt, enttäuscht. Gerade hier, wo man die tiefsten Aufschlüsse über ihr Wesen und Schicksal erwartet, — welchen Reichtum intimster Beziehungen hätte nicht Ibsen in einer solchen Scene entwickelt, — werden die Farben blaß und schemenhaft. Zumal das Bild des Barons bleibt ganz im Unbestimmten. Auch der Ausgang — auf Grund der schlimmen Enthüllungen trifft ein, was der Baron erwartet hatte: der urteilslose Gerichtshof entzieht beiden Eltern das Erziehungsrecht an ihrem Kinde, und gerührt so das Letzte, was ihrem Leben noch Inhalt gab — kann das erlahmende Interesse nicht mehr beleben.

Das zweite Stückchen „Die Stärkere“ ist ein einziger Monolog, den eine verheiratete Schauspielerin vor einer un-verheirateten, mit hartnäckiger Bosheit schweigenden Kollegin hält. Am Weihnachtsabend in einem einsamen Restaurationszimmer trifft sie die frühere Freundin. Mit überströmenden Freudebezeugungen, immer eifrig schwelgend von ihrem Mann, den Kinderchen und den Geschenken, die sie eingekauft, nimmt sie an ihrer Seite Platz. Ganz allmählich erst fällt ihr das Schweigen der Kollegin auf. Warum erwidert sie nichts? Warum stimmt sie in das Loblied, das sie über die Standhaftigkeit ihres Mannes begann, nicht ein? Nun steigt bei den eifrigen, feindlichen Blicken der andern ein Verdacht in ihr auf: Ihr Mann betrügt sie mit der Freundin! Aber sie kann nicht still sein, in wild sich überflügender Ideenflucht, durch das Schweigen der andern mehr und mehr gereizt, redet sie weiter. Ein Verhängnisgrund nach dem andern wird hergezählt und im Handumdrehen ist daraus Gewissheit geworden. Aber triumphieren soll darum die andre nicht. Sie ist im Besitz, sie hat den Mann und sie wird ihn behalten! Sie hat Kinder und ein Heim und sie braucht sich nicht wie jene einsam und verlassen am Weihnachtsabend sich herum-zustossen, sie ist die — „Stärkere“. Mit höhnischem Grinsen eilt sie fort. Eine bessere Darstellerin dieser Rolle als Rosa Vertens hätte man nicht denken können. Mit prächtiger Kunst brachte sie das hysterische der Person, das plötzliche Umschlagen in den Empfindungen und die sich steigere Erregung zum Ausdruck. Zudem, um recht glaubhaft zu wirken, ist dieses geistreiche Experiment einer rein monologischen Charakteristik doch von dem Dichter allzu weit ausgesponnen. Die besten Trümpfe sind in der ersten Hälfte, nachher läßt die lebendige Fühlung nach.

Den Abschluß des Abends bildete „Liebesträume“, eine ältere, durch mancherlei feine Züge erfreuende Komödie Drehers und „Frau Rini“, ein „Satienspiel“ von Gustav Wied. Das alte Thema von der jungen verliebten Frau, die ihren Mann den ganzen Tag für sich allein haben und immer wieder küssen will, wird hier bedeutend weniger harmlos als man es sonst gewohnt ist, abgehandelt — lustiger aber auch ernster. Minis armer Mann mag sich bitten. Glänzend war Gertrud Eysoldt in der Rolle des verwöhnten, putzigen Schmeicheltähgchens. Da bligte alles von Temperament. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Der Riesen-Kaktus im Aussterben. Eine Nachricht, die bei allen Gelehrten und Liebhabern der Pflanzenkunde eine gewisse Aufregung hervorrufen wird, ist in der letzten Ausgabe der „Science“ wiedergegeben. Der von Engelmann in Kalifornien entdeckte Riesen-Kaktus befindet sich angeblich im Aussterben. Dieser Kaktus ist eine der merkwürdigsten Pflanzenformen der Erde. Er wächst in der Form einer dicken Säule bis zu 10 Meter Höhe aufwärts, von dem Hauptstamm zweigen sich kleinere, stets aufwärts strebende Säulen ab. Einige Exemplare sollen sogar eine Höhe bis zu 18 Meter erreichen. Das Wachstum ist ein sehr schnelles, die Lebensdauer des Gewächses entgegen der gewöhnlichen Meinung nur kurz. Während andre Pflanzen der Feuchtigkeits als eines unentbehrlichen Nahrungsmittels bedürfen, hat sich der Riesen-Kaktus dem dürren Wüstenlima so vollkommen angepaßt, daß für ihn die Feuchtigkeits geradezu gefährlich wird. Sobald das ihm als Boden dienende Erdreich dauernd mit Wasser versorgt wird, gerät er in Verfall und stirbt schließlich ab. Es sind nun in den letzten Jahren durchgreifende Pläne zur Bewässerung weiler Landstriche in Kalifornien zur Ausführung gekommen und innerhalb dieser Landereien ist der Riesen-Kaktus, der sich übrigens durch zahlreiche schöne bis zu 20 Centimeter lange Blüten auszeichnet, thalächlich zum Verschwinden gebracht worden. Dennoch ist es nicht recht denkbar, daß eine wirkliche Ausrottung der Wunderpflanze unmittelbar bevorsteht, da noch immer viele und ausgedehnte Wüstenstreifen vorhanden sein müssen, wo die Bewässerung nicht nur bisher unversucht, sondern wahrscheinlich überhaupt unmöglich ist. —

Bergbau.

— Unterseeische Petroleumbohrungen. Die „Technische Rundschau“ schreibt: Das so ungeheure reiche Kalifornien bietet sogar noch dort, wo seine Küste schon unter das Meer versunken ist, dem Menschen reiche Ausbeute und zwar in Gestalt von Erdöl. Die unterseeischen Petroleumfelder dortselbst — man kennt solche übrigens auch am Kaspien, wo sie aber noch nicht bearbeitet werden — haben eine merkwürdige Industrie hervorgebracht, und in der Nähe von Summerland befinden sich etwa hundert Bohrflürme (Derricks) im Betrieb. Man schlägt zunächst einen Landungssteg vom Ufer bis zu der Stelle, an der man bohren will, und bringt dann in einer Tiefe von 5—7 Meter den „Conductor“, d. h. ein etwa 20 Centimeter weites Mantelrohr nieder, welches bis zur Spitze des zu errichtenden Derricks aus dem Wasser ragt. Die Bohrung vollzieht sich wie gewöhnlich, man setzt mit ihrem Fortschreiten immer engere Rohre ein und durchstößt nach einander Seesand, Thon, Sand, Konglomerat, bis man auf den überfließenden Sand und den Oelkiefer kommt. In diesen Meeren ist der gefährlichste Bohrwurm sehr häufig, indessen geht er nicht an das Holzwerk der Bohrflürme und Landungsbrücken, weil es immer mit Petroleum imprägniert ist. —

Humoristisches.

— Unter der Würde. „So krank war meine Niece — nun hat sie uns der liebe Gott wieder gesund gemacht.“
— „Pui, Elisabeth, um Klagen kümmert sich der liebe Gott nicht. Die werden von selber wieder gesund.“ —
— Künstlerische. Er: „Wenn ich den Hundstiefel nicht find', müssen wir einfach zu Hause bleiben.“ — („Simplicissimus.“)

Notizen.

c. Der Generalbericht der Pariser Welt-Ausstellung umfaßt 40 000 Oktavseiten in 50 Bänden. Das Werk wird Ende 1902 erscheinen. —
— Max Drehers neuestes Werk, der historische Schwank „Das Thal des Lebens“, das in nächster Spielzeit im Deutschen Theater in Scene gehen sollte, ist von der Censur verboten worden. —
— Die nächste Sondervorstellung des Berliner Theaters wird einen Ur-Hamlet bringen. Man plant eine Aufführung in der Art, wie das Stück vor dem eigentlichen Bekanntwerden der Shakespeareschen Dichtung durch reisende englische Schauspieler in Deutschland dargestellt wurde. —
— Im Opernhaus ist die Erstaufführung der neuen Oper „Der Wald“ von C. M. Smyth auf Mittwoch, den 19. März, angesetzt. —
— Madaas Operette „Prinz Orlofsky“, Text von Leon Treptow (eine Fortsetzung der Handlung aus der „Fledermaus“), geht am 16. März am Theater der Centralhalle in Hamburg erstmalig in Scene. —
— Im Konkurs der Gesellschaft „Lebende Lieder“ entfallen auf 5428 M. Aktiva 117 000 M. Forderungen. —
— Ein Mammut-Überlieferer mit allen Zähnen ist in den Prager Kiesgruben ausgegraben worden. —
— In England ist gegenwärtig der alte Aberglaube des „Spiegelschautens“ wieder modern, natürlich unter den reichen Weibern, die sonst nichts zu thun haben. —